

# Illustrirte Zeitung für Kleine Leute



Die Meisen.



## „Arbeit schändet nicht“,

oder:

## Stiefelpuher und Großhändler.

Eine wahre Geschichte von G. Jaquet.



in alter Reimsprach, welcher wohl auch dem Einen oder dem Andern von Euch, meine lieben Leser, zu Ohren gekommen ist, lautet:

„Nicht hoffärtig sollst Du sein:  
Fleiß und Demuth kleidet fein!  
Mancher ward zu Boden schon gestreckt,  
Weil zu hoch die Nase er gereckt.“

Derselbe will besagen: Mancher, der da hochmüthig meinte und sprach: „Diese Arbeit schickt sich nicht für mich, paßt nicht für meinen Stand.“ und welcher aus diesem Grunde diese oder jene ihm angetragene Beschäftigung — diese oder jene sich ihm darbietende Gelegenheit zu ehrlichem Erwerbe — zurückwies, ist in Folge solches Zurückweisens in große Noth gerathen, ja wohl gar zu Grunde gegangen. Solches ist, wie ich Euch aus eigener Erfahrung versichern kann, in der That schon vielfach der Fall gewesen. Nicht minder wahr als der Anfang, ist aber auch der Schluß unseres Reimspruches, der da heißt:

„Mancher, der ganz klein begann,  
Starb zuletzt als reicher Mann.“

Davon nun, liebe Kinder, will ich Euch hier ein Geschichtchen erzählen. Ich hab's von Einem, welcher dem Helden desselben ziemlich nahe steht.

Friedrich K. war der Sohn eines rechtlichen, aber vermögenslosen Schuhmachermeisters in einem Städtchen der Provinz Brandenburg, welcher außer ihm noch einen jüngern Sohn und zwei Töchter hatte. Friedrich war ein ziemlich begabter und auch ein ziemlich fleißiger Knabe, welcher rascher als Andere durch die verschiedenen Klassen der vaterstädtischen Bürgerschule kam. Als Solches geschehen und er konfirmirt worden, gaben auf seine Bitten seine Eltern ihn bei einem Schnittwaarenhändler in die Lehre; denn ihr Erstgeborener hatte keine

Lust, das väterliche oder ein anderes Handwerk zu erlernen, sondern wollte „höher hinaus“, wollte Kaufmann werden. Knierrücken, Hobel, Schmiedehammer oder Bügeleisen zu haben, „paßte“ ihm eben nicht; denn er hatte, so jung er auch noch war, doch schon einen „großen Nagel im Kopfe“. Uebrigens war Friedrich in der That nicht ohne Talent zu dem von ihm erwählten Berufe. Er überstand die vierjährige Lehrzeit zur Zufriedenheit seines Lehrherrn, in dessen Geschäfte er auch nach deren Ablauf noch verblieb.

Soweit war Alles recht schön; aber der „hinkende Bote“ blieb nicht aus, sondern kam, trotz seines Hinkens, nur zu schnell. Kaum vierzehn Monat nach Friedrichs Freisprechung machte dessen Prinzipal Banquerott, das Geschäft ward auf Antrag der Gläubiger ausverkauft und die Bediensteten desselben konnten zu sehen, wo sie blieben. Das war für unsern jungen Freund, obwohl er Eltern am Orte hatte, ein harter Schlag. Eine neue Gehilfenstelle vermochte er nämlich in seiner, nur wenig derartige kaufmännische Geschäfte zählenden, Vaterstadt nicht zu finden, und erspart hatte er während seiner kurzen Commiszeit auch nicht einen Groschen. Einmal nämlich war sein „Salair“, d. i. Monatsgehalt, nur sehr bescheiden gewesen, da er ja nur erst Anfänger war. Sodann aber war er mit demselben gewöhnlich früher noch, als der Monat, zu Ende gewesen, da er, nach Art vieler seiner Standesgenossen, nicht selten mehr ausgab, als einnahm. So war es denn nur ganz natürlich, daß unser Excommis nicht nur kein Geld, sondern ein paar Thaler Schulden hatte.

Obwohl Friedrich K. es nicht an Versuchen fehlen ließ, eine neue Stellung zu erhalten, so scheiterten dieselben doch. Zwar kamen verschiedene zu besetzende Stellen zu seiner Kenntniß; aber theils waren es solche in Provinzen



mit zum Theil polnisch redender Bevölkerung, bei denen demnach vom Bewerber einige Kenntniß der polnischen Sprache, welche R. nicht besaß, verlangt wurde; wo aber dies nicht der Fall, war das Gehalt der Stellen so dürftig, daß er es für „unter seiner Würde“ hielt, darauf einzugehen. So vergingen denn verschiedene Monate, ohne daß Friedrich, der inzwischen sich von seinen (damit wenig zufriedenen) Eltern unterhalten ließ, einen ihm zusagenden Posten fand.

Dieser üble Umstand und die verlockenden Berichte verschiedener Auswanderungs-Agenten in den Zeitungen über die (angebliche) Höhe der Arbeitslöhne und kaufmännischen Salairs in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, riefen in unserem Commis den Entschluß wach, sein Glück „jenseits des großen Wassers“ zu versuchen. Obschon die Eltern diesen Entschluß ziemlich ungern sahen, zumal ihr Sohn ja noch so jung und unerfahren war, gaben sie schließlich doch ihre Zustimmung und, so schwer es ihnen auch fiel, die Mittel zur Ueberfahrt auf einem Segelschiffe.

Ohne Unfall, wenn auch durch die so schlimme Seefrankheit und die sonstigen Strapazen der längeren Seereise ziemlich hart mitgenommen, langte unser Jünger des Merkur in New-York, dem Hauptlandeplatz der Auswanderer aus Europa, an, den Kopf voll rosigter Hoffnungen. Doch die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten. New-York war gerade damals von Auswanderern, zumal von Deutschen, überfüllt. Fiel es nun schon den mit der Landessprache, der englischen, vertrauten Stellensuchern unter ihnen sehr schwer, ein Unterkommen zu finden, so schien Solches für die des Englischen Unkundigen, zu denen auch unser R. gehörte, geradezu unmöglich. So schwand denn auch ihm unter vergeblichem Suchen ein Tag nach dem andern dahin. Trotz aller Sparsamkeit schmolzen seine ohnehin nur geringen Baarmittel schnell dahin, denn das Leben ist in New-York überaus theuer; bald waren sie gänzlich erschöpft.

In dieser überaus traurigen Lage traf R., als er von einem abermaligen „vergeblichen Gange“ höchst niedergeschlagen in seine bescheidene Herberge zurückkehrte, auf der Straße einen Landsmann, dessen Bekanntschaft er in

den ersten Tagen seines Verweilens auf amerikanischem Boden zufällig in einem Bierhause gemacht hatte. Diesem klagte er die Vergeblichkeit seiner bisherigen Bemühungen und daß er jetzt ohne alle Existenzmittel sei. Der Angespochene hatte zwar auch nicht viel, gab aber gleichwohl dem Heimatsgenossen einen Dollar (so viel als 4 Mark 20 Pf.) und dazu einen Rath, von welchem er meinte, daß er mindestens zehnmal so viel werth sei. Er rieth nämlich, R. möge sich mit einem Bänkchen, Wische und Bürsten in einer besonders lebhaften Straße der Stadt aufstellen und öffentlicher Stiefelputzer werden. Das werfe in dem volksbelebten New-York so viel ab, daß man immerhin davon leben könne.

Unser bedrängter Freund nahm den Dollar mit heißem Danke an, den Rath aber beschloß er, nicht zu befolgen. Er, ein „junger Kaufmann“, welcher schon als Handlungslehrling es „unter seiner Würde“ gefunden hatte, sich seine Stiefeln zu wischen, diese Arbeit vielmehr durch seines Vaters Lehrburschen hatte verrichten lassen, sollte jetzt jedem Hausknechte und wer es sonst begehrte, öffentlich die Stiefeln reinigen?! Nimmermehr! Lieber wollte er Alles über sich ergehen lassen, als eine solche „Schändung seiner Ehre!“ — Aber Hunger ist nicht blos, wie das Sprichwort sagt, „der beste Koch“, sondern er ist auch ein ganz vortreffliches Mittel, dem Hochmuth einen Dämpfer aufzusetzen. Dies erfuhr unser „junger Herr“ bald genug an sich. Nachdem der ihm geschenkte Dollar bis auf den letzten Cent aufgezehrt war und er dann noch zwei Tage unfreiwillig gefastet hatte, entschloß Friedrich sich, mit dem Stiefelputzen einen Versuch zu machen. Er ging also zu dem Landsmann, theilte ihm Solches mit und bat ihn flehentlich, ihm das zur Etablierung des „Geschäfts“ nöthige Geld vorzustrecken. Solches that dieser, welcher in dem kaltherzigen Nordamerika sein warm fühlendes deutsches Herz sich bewahrt hatte, denn auch, erquickte daneben auch noch den Hungerigen mit Speise.

Am 9. März 1853 legte Friedrich R. seinen lange gehegten Dünkel ab. An diesem Tage stand er nämlich, zu Jedermanns Dienste bereit, zum ersten Male mit seinen Bürsten und seinem Fußbänkchen auf dem „Broadway“ aus,



harrend der Dinge, die da kommen würden. Der Broadway (d. h. „der breite Weg“) ist die drei Viertelmilen lange und 27 Meter breite Hauptstraße New-Yorks, auf welcher ein ganz ungeheurer Menschenverkehr herrscht, was dem „Geschäfte“ R.'s zu nicht geringem Vortheile gereichte. Er hatte dasselbe in der günstigsten Zeit des Jahres begonnen. Denn März und April sind in diesem Theile Nordamerika's die regenreichsten Monate; mithin auch diejenigen, in denen das Schuhwerk der Fußgänger am meisten der Beschmutzung unterliegt. So kam es denn, daß nicht nur die Stiefel, welche unser Excommis wuschte, sondern auch seine meisten Tageseinnahmen, im Vergleich zu der vorausgegangenen Hungerzeit, „glänzend“ waren und er, schnell an Sparsamkeit sich gewöhnend, manchen Dollar zurücklegte. Als er deren, nach dreijähriger Thätigkeit als Stiefelputzer, 600 beisammen hatte, begann er damit ein kleines Schnittwaaren-Geschäft in einem Vororte der Riesenstadt.

Auch in diesem hatte er Glück. Sieben Jahre, nachdem er sie verlassen, kehrte Friedrich R. in seine norddeutsche Heimat zurück; und zwar mit einem Vermögen von ca. dritthalbtausend Dollars oder etwas über zehntausend Mark. An Jahren und Aussehen war er nur wenig, dagegen an geschäftlicher Befähigung sehr erheblich vorgeschritten, da er ja durch die Schule der Noth und der Erfahrung gegangen war. Durch seinen längeren Aufenthalt in der größten Stadt Amerika's, welche zugleich die drittgrößte Handelsstadt der ganzen Welt ist, war R. an ein handelsreges großstädtisches Treiben gewöhnt; so ließ er sich denn nicht in einer Provinzialstadt, sondern, trotz seiner beschränkten Mittel, in Berlin nieder. Anfangs etablierte er hier nur in einer Nebenstraße ein bescheidenes Schnittwaaren-Geschäft, das er mit Hilfe von nur je einem Commis, Lehrling und Laufburschen versah. Als er aber ein paar Jahre darauf die Tochter eines vermögenden Schneidermeisters heirathete, welche ihm ein Muttererbe von mehreren tausend Thalern

(nach „Mark“ rechnete man damals noch nicht) zubrachte, vertauschte er dasselbe mit einem sogenannten „Confectionsgeschäft“ in einer lebhafteren Straße. Dieses nahm, Dank seiner Thätigkeit, Umsicht und Sparsamkeit, von Jahr zu Jahr an Umfang und Ertrag zu und gehört jetzt zu den größten derartigen Geschäften der deutschen Reichshauptstadt.

Sein Besitzer, welcher bereits mehrere städtische Ehrenämter bekleidete resp. noch bekleidet, ist jetzt ein sehr reicher Mann. Aber trotz seines Geldes und trotz mancher ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung ist er durchaus nicht hochmüthig. Er hat seine einstige große Bebrängniß und sein Stiefelputzer-Geschäft, durch welches er den Grund zu seinem nachmaligen ansehnlichen Vermögen gelegt, durchaus nicht vergessen und schämt sich des Letzteren, wie wohl manch Anderer thun würde, keineswegs. Beweis desselben ist einmal der Umstand, daß Herr R. die Requisiten (Erfordernisse) seines Schuhputzer-Gewerbes getreulich aufbewahrt hat; und sodann der, daß er den Tag, an welchem vor einem Viertel-Jahrhundert er zum ersten Male mit seinen Schubbürsten auf dem Broadway ausstrand, also den 9. März 1878, festlich beging. Er feierte ihn im Kreise seiner Familie, verschiedener Freunde und sämtlicher Bediensteter seines großen, an diesem Erinnerungstage geschlossenen Geschäftes, vom ersten Buchhalter und der Putzdirectrice bis hinunter zum jüngsten Laufburschen. Ohne Hehl und Schminke erzählte Herr R. bei der abendlichen Festtafel: wie eingebildet er als „neu gebackener“ Gehilfe gewesen; in welcher Weise er von seinem Hochmuth geheilt worden und in welcher er den Grund zu seinem dermaligen Wohlstande gelegt habe. Seine Erzählung schloß er mit der Ermahnung, die ich auch Euch, meine lieben Leser, zur Beherzigung zurufen möchte: „Keine ehrliche Arbeit, wie immerhin sie auch geartet sei, schändet, und auch die niedrigste Thätigkeit kann zum Wohlstande führen; Eitelkeit und Hochmuth aber ist gar vieler Verderben.“





## Fortunat.

(Schluß.)



**B**ald kam Fortunat in eine Herberge, wo er sich Speise und Trank geben ließ. Zwar mißtraute der Wirth anfangs dem mit zerschlagenen Kleidern angethanen Wanderer, aber das ihm vor die Nase gehaltene Goldstück machte bald seinen Rücken geschmeidig und mit einem tiefen Bücklinge fragte er nach Dero Gnaden weiteren Befehlen. Fortunat ließ sich nun ein Zimmer anweisen und nachdem er dasselbe sorgfältig verschlossen hatte, that er 50 Griffe in den Sackel. Diese fünfhundert Goldstücke legte er in seinen alten Lederbeutel, den Wunderseckel aber barg er auf der bloßen Brust. Hierauf ging er wieder zu dem Wirth, händigte diesem 300 Goldstücke ein und gab ihm auf, ein gutes Roß und Kleider herbeizuschaffen. Aber anstatt zur nächsten Stadt zu gehen und nach dem Geheiß einzukaufen, lief der Wirth zu dem Gerichtsherrn der Gegend, den gestrengen Waldgrafen und erzählte, wie bei ihm ein junger Mensch eingekehrt sei, der zerrissene Kleider trage, aber doch eine große Menge Goldes mit sich führe. Gewiß ist derselbe ein Mörder und Räuber, fügte er seinem Berichte noch hinzu. Eiligst schickte nun der Waldgraf in die Herberge und ließ den von Häscherhand gebundenen Fortunat vor sich führen. Als der so schwer Bedrängte nichts eingestand, wurde er auf die Folter gebracht. Ueberwältigt von Schmerz erzählte Fortunat, daß er das Geld in einem Sackel gefunden, diesen selbst aber im Walde weggeworfen habe. Der Graf maß freilich solcher Rede wenig Glauben bei, aber als er in das jugendliche Gesicht des Gefangenen blickte, überkam ihn ein Gefühl des Mitleids und als dann auch noch seine Diener für den Gefangenen baten, entließ er Fortunat aus der Haft, das Geld aber blieb in den Händen des Grafen. Dieses Verlustes achtete Fortunat nur wenig, er war nur froh mit heiler Haut dem bösen Handel entronnen zu sein, auch nahm er sich vor künftig vorsichtiger zu verfahren. In der nächsten Stadt kaufte er sich deshalb nur ein-

fache, aber anständige Kleidung, in der nächstfolgenden vornehmere und in der dritten erst kostbare Ausstattungs, sowie auch Pferde für sich und die Dienerschaft, welche er zuletzt noch annahm. Mit solchem Gefolge ritt er nach Wochen in die Stadt Andegavis ein, wo der Herzog von Bretagne Hof hielt, welcher auf den feierlichen Einzug seiner verlobten Braut täglich wartete. Zu der bevorstehenden Hochzeit waren überall großartige Vorbereitungen getroffen worden. Als dann die Braut ankam, wurde die Hochzeit auf's glänzendste gefeiert und die vornehmen Ritter, Fürsten und Herren wurden eingeladen, bei Hofe zu erscheinen. Unter ihnen war auch Fortunat, dessen prächtige Kleidung, Freigebigkeit und ritterliches Auftreten allgemeine Bewunderung erregte. Gar zu gern hätte der Herzog von Bretagne einen solchen vornehmen Ritter an seinem Hofe behalten, aber der Sinn Fortunats stand darauf, die Welt zu besuchen. Als er deshalb eines Abends mit einem alten fahrenden Ritter bekannt wurde, welcher behauptete in der ganzen Welt bekannt und mit Weg und Steg vertraut zu sein, überredete er denselben sein Reisemarschall zu werden und ihn zu begleiten. Gern willigte der Ritter ein, besorgte alles Nöthige zu einer weiten Reise, und als dann die Vorbereitungen beendet waren, verabschiedete sich Fortunat vom herzoglichen Hofe und zog von dannen. Nachdem Frankreich und Deutschland bereist worden waren, schiffte sich Fortunat mit seinem Gefolge in Venedig auf einer Galeere ein, welche den venetianischen Gesandten nach Konstantinopel bringen sollte. Dort angekommen mietete sich Fortunat in einem Wirthshause ein. Hier wäre er aber bald um all sein Glück gekommen. Der Wirth war nämlich ein Dieb und schlich sich in der Nacht in das Zimmer seiner Gäste, nahm das vorhandene Geld an sich, durchsuchte auch den Sackel, warf ihn aber, als er die 10 Goldstücke herausgenommen hatte, unter ein Bett und machte sich dann wieder hinaus. Hierauf erhob der Dieb im Flur ein großes Geschrei und rief: „Hilfe, Hilfe! Diebe! Diebe!“ Rasch



sprangen Fortunat und der alte Ritter von ihrem Lager auf und fanden zu ihrem Schrecken, daß sie die Bestohlenen waren. Ganz außer sich rief Fortunat einmal über das andere: „O mein Sackel! o mein Sackel!“ „Ach, Herr,“ ließ sich da der alte Ritter vernehmen, „was trägt Ihr doch so viel Sorge um den alten Sackel, wäre doch lieber der Beutel, welchen Ihr mir gestern mit 1000 Goldstücken gefüllt übergabt, noch zur Hand!“ Es wurde Licht angezündet und Fortunat durchsuchte alle Winkel nach seinem Glücksgeschenk, welches, wie er sagte, ihm deshalb so werth wäre, weil ein kleiner Zettel mit Geldanweisung darin gesteckt hätte. Endlich fand man den Sackel unter dem Bette. Wer war glücklicher als Fortunat! Rasch stieg er in sein Bett und that unter der Decke einen Griff in den Beutel und — wiederum hielt er 10 Goldstücke in seiner Hand. Fortuna hatte ihn nicht verlassen. — Zur großen Verwunderung des Wirthes gaben die Fremden am andern Tage wiederum viel Geld aus und er beschloß deshalb in der nächsten Nacht sorgfältiger nach den Schätzen in deren Gemach nachzusehen. Das bekam ihm aber übel. Der Ritter hatte nicht einschlafen können, und lag noch wach im Bette, als der Wirth mit einem Nachschlüssel die Thüre leise öffnete und beim Scheine einer Blendlaterne in den daliegenden Sachen herumzusehen begann. Rasch zog der Ritter sein Schwert und hieb dem schurkischen Wirth den Kopf mitten durch. Von dem entstandenen Gepolter erwachte Fortunat und sah nun, was geschehen und nicht mehr zu ändern war. Rasch entschlossen befahl er seinen Dienern, den Leichnam in den Ziehbrunnen hinter dem Stallgebäude des Wirthshauses zu werfen und sich von dem Geschehenen nichts merken zu lassen. Am frühen Morgen zahlte er dann seine Reche, ließ auch das ganze Hausgesinde zusammenrufen und traktirte Alle so lange mit schwerem Weine, bis alle trunken waren. Darauf ritt er mit seinem Gefolge von dannen und kam bald darauf in das türkische Gebiet, wo ihm die kaiserliche Gerichtsbarkeit von Konstantinopel nichts mehr anhaben konnte.

Der türkische Sultan empfing Fortunat sehr freundlich und ließ sich von diesem erzählen, was er Alles auf der Reise gesehen und erlebt

hätte. Als nun der Gefragte so mancherlei Wunderbares erzählte, darob der Sultan staunen mußte, entgegnete Letzterer: „Alles was Ihr mir da erzählt habt, nimmt mich zwar Wunder, aber das Merkwürdigste, was es gibt, haben Eure Augen doch noch nicht geschaut. In meinem Besitze ist ein Wunschhütlein, wenn ich dasselbe aufsetze und mich da oder dorthin wünsche, so bin ich im Augenblick dort.“ Als hierauf Fortunat bescheidenlich seine Zweifel an der Kraft des Wunderhutes laut werden ließ, wurde der Sultan fast zornig und ging in seinem Eifer so weit, daß er sich vermaß, dem Fortunat das Wunschhütlein zu zeigen, was außer ihm noch kein Lebender erblickt habe. Wirklich führte der Sultan auch den erwartungsvollen Fortunat in ein mit dreifachen Thüren verschlossenes Gemach, öffnete eine eiserne Truhe und nahm daraus ein altes, schäbig aussehendes Hütchen. „Drückt denn Euch der Hut nicht, weil er so große Kraft hat?“ fragte Fortunat den Sultan. „Nicht im Geringsten,“ erwiderte dieser, „probt ihn doch selbst einmal auf.“ Fortunat bedeckte sich mit dem Hute — und verschwunden war er, denn er hatte sich zu seinem Gefolge, welches auf einem zur Abfahrt bereitliegenden schnellsegelnden Schiff seiner wartete, gewünscht.

Der Sultan ließ zwar sofort einige Galeeren bemannen, aber diese vermochten nicht den Schnellsegler, auf welchem sich Fortunat befand, einzuholen. Nach mehrtägiger glücklicher Fahrt landete Fortunat in einem Hafen der Insel Cypern, seiner Heimat.

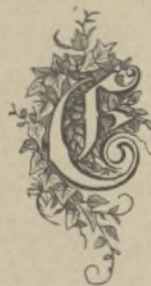
Leider mußte er hier erfahren, daß seine Eltern bereits vor Jahren gestorben waren. Allen denen, welchen die Eltern Fortunats etwas schuldig geblieben waren, gab er zehnfältige Zahlung, auch den Armen gab er reichlich, so daß man bald aller Orten von ihm redete und seine Wohlthätigkeit rühmte und pries. Hierauf verheirathete er sich mit einer schönen sittsamen Gräfin Tochter. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, Ampebo und Ambolofia, welche von ihren Eltern die sorgfältigste Erziehung genossen. Als Fortunat alt geworden war und fühlte, daß er sterben müßte (seine Gemahlin war bereits schon mit Tode abgegangen), rief er seine Söhne zu sich und weihte sie in die



Kenntniß der Kraft des Sockels und des Hutes ein, und ermahnte sie, beide Kleinode nie zu trennen, sondern in dem gemeinsamen Besitz beider zu bleiben. Ebenso legte er es ihnen an

das Herz, stets der Armen zu gedenken und sich so der Gabe Fortuna's werth zu machen. Hierauf verschied er. Wie es in der Folge Fortunat's Söhnen erging, davon ein anderes Mal.

### Der Rabe und der Fuchs.



in Rabe bemächtigte sich einst eines Käses, der an einem offenen Fenster zum Trocknen ausgebreitet war, und flog damit auf einen Baum. Da erblickte ihn ein Fuchs und demselben gelüstete nach dem Käse.

Er redete also den Raben an: „O schöner und edler Vogel, wo findet man Deines Gleichen? Welcher andere Vogel hat einen solchen Glanz der Federn als Du? Ich halte Dich für den schönsten und edelsten aller Vögel und möchte nur einmal Deinen Gesang vernehmen, der gewiß auch den eines jeden anderen Vogels an Schönheit übertrifft.“

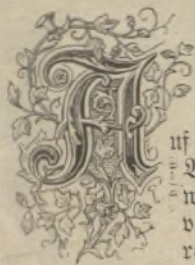
Der eitle Rabe freuete sich dieses heuchlerischen Lobes, wollte sich angenehm machen und seine bewunderte Stimme hören lassen. Als er zu diesem Zwecke den Schnabel aufthat, entfiel ihm der Käse, dessen sich der Fuchs sofort bemächtigte und ihn auffraß. Da merkte der Rabe zu spät, daß alle Schmeichelei des Fuchses nur den Zweck gehabt, ihn seines Käses zu berauben.

Auch manchen Menschen, die listigen Schmeichlern ihr Ohr leihen, geht es nicht besser: — Schaden und Spott ist ihr Lohn.

Aeneas.

### Spanische Post bei Toledo.

Von L. Bier.



Auf der Chaussee über eine Brücke hin rast der Postwagen, dessen Zehngespänn von Pferden und Maulthieren gebildet wird. Der durch die Sommerhitze und das Fahren mehrlartig gewordene Staub wirbelt unter den Hufen der Thiere und den Rädern des Wagens, einer Wolke gleich, empor und läßt den zweiten, vier-spännigen Postomnibus, dessen Kutscher bei der Fahrt bergab soeben die Bremse anzieht, wie in Nebel gehüllt erscheinen. Wie rasch die Fahrt geht und wie sehr deshalb der Wagen an der Wegbiegung schwankt, erkennt Ihr nicht nur an dem Kutscher, der sich

mit aller Macht an das Trittbret stemmt, um die von allen Seiten zum Laufen angetriebenen Zugthiere in der Gewalt zu behalten, sondern auch an dem Verhalten der Insassen der Postkutsche. Krampfhaft hält sich der Mann an, welcher auf dem Kutscherfusse mit Platz genommen hat, um nicht herunter geschleudert zu werden, ebenso macht es die Frau oben auf dem Verdeck. Auch sie greift nach einem Halt über den neben ihr sitzenden Mann hinweg, der seinerseits wieder verzweifelt mit dem freigebliebenen Arme in der Luft umherfuchelt, um das verlorene Gleichgewicht von neuem zu erlangen. Ein unbefestigtes, größeres Gepäckstück fällt in Gesellschaft von einer Mandoline vom Verdeck herab. Be-



denklich sehen die Bauern oben auf dem Berdeck von ihrem lustigen Sitze herunter auf den Weg und hat es fast den Anschein, als ob sie sich ein Plätzchen für den Zeitpunkt des Herunterfallens aussuchen wollten. Auch der Spitz steht besorgt in das Getümmel herab. Daß der an der Brücke mit Tochter und Enkelkind postierte Bettler keinen Centesimo\*) zugeworfen erhalten kann, versteht sich bei solchem Fahren wohl von selbst. Doch der Postillon, sowie der auf dem ersten Sattel-

\*) Die kleinste spanische Münze. 100 Centesimo sind gleich 1 Peseeta, dieser wieder hat den Werth eines französischen Franc = 80 deutsche Reichs-Pennige.



Aus dem Prachtwerk „Spanien“.

Spanische Post bei Toledo.

Verlag von Gebrüder Pastel, Berlin.

pferte sitzende Reiter verstehen ihre Sache und werden die ihnen anvertrauten Passagiere schon sicher an das Ziel ihrer Reise befördern. Uns, die wir gewöhnt sind seitens der Post- und Eisenbahnverwaltungen mannigfachen Comfort geboten zu erhalten, würde allerdings eine solche Fahrt in Spanien nicht genehm sein, zumal dort zu Lande alles nur Mögliche in den Wagenkasten hineingebracht wird und die Menschen oft buchstäblich übereinander hocken. (Seht nur den in den Hintergrund des Vorderwagens eingekquetschten Mann in seiner wenig beneidenswerthen Situation an.)



Dazu kommt, daß die Herren Spanier, genügsam wie sie eben nun sind oder sein müssen, sich vielfach nur mit Brot und Zwiebeln als Speise begnügen, solchen Proviant auch nicht selten mitführen und sitzend verzehren, was alles den guten Geruch im engen Wagen durchaus nicht vermehrt; dazu die Hitze und der lästige Staub — gewiß, Niemand von uns hat da noch Sehnsucht mit Postgelegenheit durch Spaniens Gefilde zu kutschiren.

Betrachten wir aber auch einmal die Gespanne genauer. Mit Faust und Kantschuh wird auf das bedauernswerthe Vieh losgeschlagen, daß es einen Stein erbarmen möchte. In jedem Dorfe, durch welches der Postwagen fährt, wird derselbe ein Stück weit in Galopp von

einer Rotte Kanten begleitet, welche mit Knütteln auf die gehegte Kreatur einhauen oder auch die abgetriebenen Thiere mit Steinen werfen. Das ist betrübend. Da lobe ich mir doch die Russen, diese verlangen zwar auch von ihren Pferden viele und große Ausdauer im Laufen, aber meist geschieht das Anfeuern der Thiere nur durch Worte und der Kutscher ist unerschöpflich im Gebrauch von Schmeichelnamen, wenn die Pferde ihre Sache gut machen. Mit welcher Liebe hängt nicht der Kosak an seinem Pferde und wie gern hören wir von dem Araber, daß dessen Pferd von der ganzen Familie wahrhaft geliebt wird und wie das kluge Thier die ihm zu Theil werdende gute Behandlung mit der treuesten Anhänglichkeit lohnt.

## Die Meisen.

Von E. Wiehner.

(Zu dem Bilde Seite 17.)



Wenn es draußen im Winter stürmt und schneit und der Frost unsere Fenster mit dichten Eisblumen überzogen hat; wenn die Sonne umsonst ihre Kraft an den Schneefeldern und Eisbrücken versucht und alle Menschen vor Kälte in die Hände blasen und frieren: da schlüpfen von Baum zu Baum die kleinen schwarzäugigen Meisen, halten ihr dürftiges Mahl an dem, was der Herbst und Sommer zurückgelassen haben und arbeiten durch Vertilgung der Raupeneier auf ein ungetrübtes Erscheinen des Frühlings hin. Es verdienen diese munteren, getreuen und nützlichen Freunde der Menschen wohl, sie näher kennen zu lernen.

Die Meisen gehören zu den Singvögeln, welche Gangbeine, einen kurzen Schnabel und am Halse eine Singmuskelvorrichtung haben.

Gangbeine sind solche, bei denen die drei Vorderbeine bis zur Wurzel ohne eine verbindende Haut, also ganz frei sind. Die Meisen

haben an den Füßen noch starke und sehr gekrümmte Nägel, besonders an der Hinterzehe, was sie zum Klettern an den Bäumen geschickt macht. Der Schnabel ist gerade, kurz, kegelförmig, daher die Meisen zu den Kegelschnäblern gerechnet werden. Der Bau des ganzen Leibes ist gedrungen und kräftig, wie es die turnerische Lebensweise dieser Vögel mit sich bringt. Das Gefieder ist locker und weich, so daß der Vogel beim Schlafen den Kopf leicht darin verbergen kann. Der Gesang ist unbedeutend, mehr ein Zwitschern und Pfeifen, wie es die Mäuse hervorbringen. Die Nahrung besteht in Insekten, Insekteneiern, Larven und Samereien. Die Samenkörner verzehren sie nicht ganz, sondern treten mit den Füßen darauf und lösen den Inhalt theilweise aus. Auch Fleisch, Fett, Talg und besonders Gehirn anderer Vögel verzehren sie gern. Man hat beobachtet, daß sie kleinere Vögel tödten, um ihr Gehirn auszuhacken. Die Vermehrung ist bedeutend, da sie 8—12 Eier legen. Im Nesterbauen sind sie ungemein geschickt.

Unser Buntbild zeigt uns links oben die Kohlmeise, daneben rechts die Blaumeise, rechts in der Mitte die Tannen-



meise, rechts unten die Sumpfmeise, links unten die Schwanzmeise.

Die Kohlmeise, auch Finkmeise, mit ihrem schwarzen Köpfchen, schwarzem Brust- und Bauchstreifen, dreieckigem weißem Flecke an den Augen und olivengrünem Rücken ist die größte und bekannteste aller Meisen. Schon im Januar sitzt sie in den Dörfern und Gärten auf den Bäumen und ruft: „Spinn dicke, spinn dicke“ oder „spinn dünne, spinn dünn“ oder „spinn lütif, spinn lütif“ (d. i. kurz, klein). Es hört sich der Ruf recht frühlingsartig an, wenn der warme Sonnenschein durch die blanken Scheiben lacht, das Feuer im Ofen knistert und die Spinnräder lustig schnurren.

Die Kohlmeise ist ein äußerst fecker, neugieriger, lebenslustiger und auch mordsüchtiger Vogel. Gleich dem Better Spatz kommt er dicht vor die Fenster und guckt hinein in die Stube. Ist ein Meisenkästchen aufgestellt, dann treibt ihn die Neugierde hurtig in die Falle hinein. In der Vertilgung der Raupen- und Insekten leistet die Kohlmeise Außerordentliches. Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht läuft der Vogel von Baum zu Baum und reinigt sie von den schädlichen Raupen und deren Eier. Aber auch an die Bienenkörbe geht der lüsterne Vogel, klopft im Winter an, um die schlaftrunkenen Bienen zum Herauskommen zu veranlassen. Sobald sie am Flugloche erscheinen, dann verzehrt er die Ueberflüssigen. Die Bienenwirths sind daher der Kohlmeise nicht gut; sie brauchen jedoch nur einige Strohecken vor die Fluglöcher zu hängen und die Bienen bleiben ungestört.

Wenn die Kohlmeise brütet, dann bleibt sie auch bei der größten Gefahr auf dem Neste sitzen. Schon oft ist es vorgekommen, daß Meisenkästchen mit der brütenden Mutter fortgetragen worden sind. Im günstigen Sommer brütet das Meisenpärchen zweimal und zieht in erster Brut gewöhnlich 12, in zweiter 6—8 Junge groß. Wenn im Winter der Schnee die Erde bedeckt, dann kommen die Kohlmeisen mit den Späzen und Ammern vor die Wohnungen der Menschen und suchen sich Speise. Auch Fleisch schmeckt ihnen gut.

Die Blaumeise hat auch das schwarze

Köpfchen, das weiße Fleckchen am Auge, doch sonst ein blaues Federkleid auf dem Rücken; auch ist sie kleiner als die Kohlmeise und seltener. Sie lebt gern in Laubwäldern und hohem Buschwerk, doch wird sie auch in den Baumhöfen und Gärten der Walddörfer gefunden.

Männchen und Weibchen haben sich recht lieb und locken sich mit dem Rufe „Zi zi zirr!“ Wird ein Vöglein von einem Sperber überfallen und getödtet, dann klagt das andere Thierchen mehrere Tage und sucht lockend; findet es das verlorne Vöglein nicht, dann verläßt es die Gegend und kehrt nie wieder. Das Nest bauen die Blaumeisen gern in Nistlöcher, doch lieben sie auch die ausgehängten Brutkästchen. Im Winter fliegen die meisten fort, nur einige alte Pärchen bleiben zurück. Merkwürdig ist, daß die Thierchen gern dem Lichte zufliegen, ja man will bemerkt haben, daß sie sich sogar in's Feuer stürzen und versengen.

Die Tannenmeise ist auch kleiner als die Kohlmeise, hat ebenfalls das schwarze Köpfchen, die weißen Augenflecke, eine schwarze Halskrause an Stelle des schwarzen Streifes über den Leib und ein aschbraunes Federkleid auf dem Oberkörper. Sie ist so munter wie ein Eichhörnchen im Walde und wird nicht müde mit ihrem „Sitätätä!“ Das Nestchen bereitet sie sich gern in Erdlöchern zwischen Steinen. Werden ihnen Nistkästchen dargeboten, so machen sie davon Gebrauch. Schon früh im Jahre beleben die muntern Thierchen den Nadelwald.

Die Sumpfmeise hat auch ein schwarzes Köpfchen, weiße Bäckchen, aber kein Hals- oder Brustband und ein graues Röckchen. Sie ist die niedrigste aller Meisen und ein rechtes Waldkind, dem es nur im Walde behagt, wo es gern am rauschenden Bache muthig von Fels zu Fels springt. Wird der Winter hart und die Nahrung knapp, dann kommen die Sumpfmeisen auch in die Dörfer und suchen sich die Samenkörner der Sonnenrosen, die im Garten stehen geblieben sind. Auch Hanfnesseln- und Obereisenkörner schmecken ihnen gut. Daß sie im Raupenvertilgen mit ihrem Geschlechte Großes leistet und dabei lustig „Spit, spit, hähä!“ ruft, darf nicht unerwähnt bleiben.

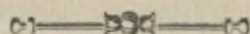


## Zwei Sklaven.

Von Ernst Lausch.

Ein Geizhals kam zu einem reichen Mann  
Und bat ihn, seinen Sohn zu unterrichten  
Und zu erzieh'n. „Ich will es gern verrichten,“  
Versetzt der Weise; „doch was wird mir dann?“  
„Was forderst Du?“ „An Geld so und so viel.“

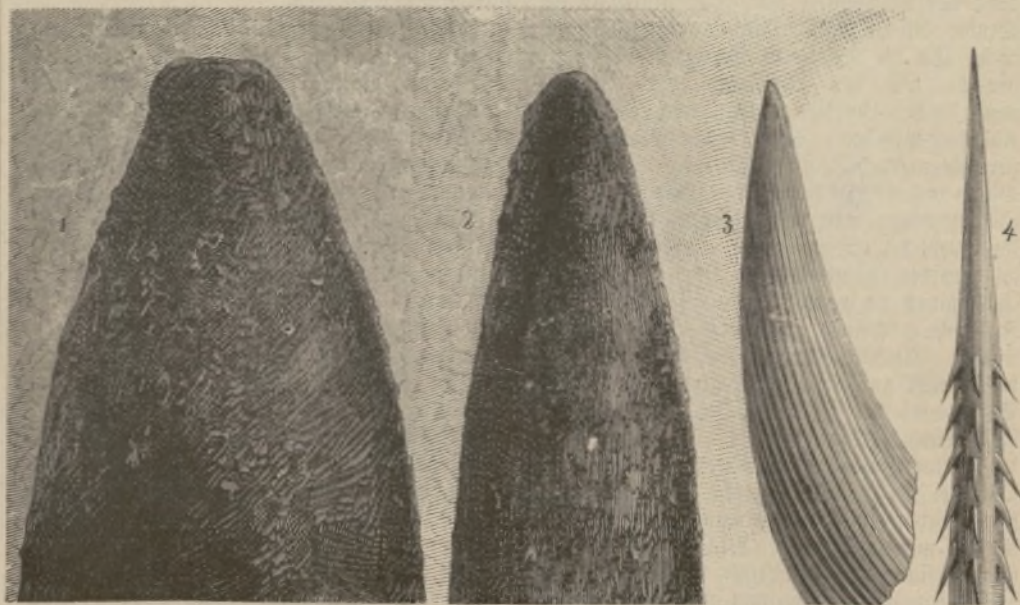
„Bist Du bei Sinnen? Für ein Kinderspiel  
Solch eine Summe? Dafür kauft' ich ein  
Da einen Sklaven, den ich nöthig habe!“  
„Thu' das!“ versetzt der Weise, „und der Knabe  
Wird Dir ein zweiter Sklave alsdann sein.“



## Kunst und Natur.

Wie grob Alles ist, was unsere Industrie her-  
vorbringt, im Vergleich zu den Werken der Natur,  
kann man recht deutlich aus unserer Abbildung

der Benutzung nothwendigen Drucke nachgegeben  
hat. 2. zeigt eine etwas schärfere Spitze, nämlich  
die einer Stahlnädel; auch sie ist durch's Mi-



1. Eine Stachnadel. 2. Eine Nähnadel. 3. Ein Rosendorn. 4. Ein Wespenstachel.  
(Sämmtlich bei 500maliger Vergrößerung.)

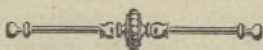
ersehen. In 1. sehen wir bei einer 500maligen  
Vergrößerung die Spitze einer gewöhnlichen schon  
benutzten Stachnadel, die am Ende etwas abge-  
stumpft und abgeplattet ist, da das Metall dem bei

kroskop betrachtet nur höchst mangelhaft. Dagegen  
welche Feinheit tritt uns an dem Rosenstachel  
entgegen und welche prächtige Ausführung nun  
erst bei dem Wespenstachel, wenn wir sie unter



derselben Vergrößerung wie vorhin Stecknadel und Nähnadel betrachten! Diese Zeichnung hat das Material zu einer Rechnung geliefert, welche zu höchst merkwürdigen Resultaten führt. In  $\frac{1}{2}$  Millimeter Entfernung von der Spitze haben die 4 Objekte Durchmesser von 3,4; 2,2; 1,1; 0,38 Tausendstel Millimeter; die entsprechenden Querschnitte einen Flächeninhalt von 907,92; 380,15; 95,03; 11,03 oder in runden Zahlen 908; 380; 95; 11 Millionstel Quadratmillimetern. Nimmt man an, daß der Druck, der auf die Spitze geübt wird, dem Querschnitt proportional sei, so muß man, da man einen Druck von 11 Centigramm ausüben muß, um einen Weizenstachel um  $\frac{1}{2}$  Millimeter einzudrücken,

auf eine Stecknadel einen Druck von 9 Gramm ausüben, um dieselbe gleich tief einzudrücken. In Wirklichkeit ist die letztgenannte Zahl jedoch viel zu niedrig, denn wir haben ja gar nicht Rücksicht genommen auf den Vortheil, welchen z. B. ein Rosenstachel durch seine verlängerte Spitze hat, die viel leichter einbringt als die plumpe Spitze der Stecknadel. Aehnliche Betrachtungen über die große Vollkommenheit der Schöpfungen der Natur gegenüber denen der Industrie würden sich noch in großer Zahl machen lassen; so wird z. B. gewiß kein Zweifel darüber bestehen, daß der Faden einer Spinne den feinsten Zwirnsfaden weit hinter sich läßt.



## Etwas von der Unterwelt.

Von Karl Weiße.

(In dem Bilde Seite 32.)



In der Unterwelt ist es von Zeit zu Zeit recht unruhig zugegangen. Das haben die Alten erlebt und noch heute werden in dieser Hinsicht Erfahrungen gemacht. Einmal erbebt die Erde, daß die Häuser zittern und gar umfallen, ein andermal fährt

Feuer und Dampf aus der Unterwelt heraus, daß den Menschen vor Furcht und Schrecken der Dinge, die da kommen sollen, bange wird. In Folge dieser Unruhe in der Unterwelt haben die Menschen über die Ursache nachgedacht und sind zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Gedanken gekommen. Die alten Griechen, die sogar feuerpeinende Berge in ihrer Nähe hatten und viel Erdbeben erlebten, wurden darin einig, daß der Gott Pluton mit den Erdgöttern die Unterwelt und das hier befindliche Todtenreich beherrsche, das durch die Flüsse Styx, Acheron, Korytos und den Vergessenheit gebenden Bach Lethe von der Welt der Lebendigen geschieden werde. Der Pluton, der auch die Schätze der Unterwelt, das Gold und Silber, den Menschen spendete, ward mit Todtenorakeln und Todtenopfern verehrt. Er hatte seine unterirdischen

Wohnungen in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die eine Elysion (Wohnung der Gerechten) und die andere Tartaros (Wohnung der Verdammten) hieß. Vor der Wohnung der Gottlosen befand sich der dreiköpfige Höllenhund Kerberos, der keinen der Bösen in das Elysium überlaufen ließ. Der Fährmann Charon führte die Schatten der Abgeschiedenen und von den Menschen nach dem Tode für gerecht erklärten Seelen auf seinem Rahne über den Fluß, während die des Begräbnisses Unwürdigen an dem Ufer unstät und unbegraben umher schweifen mußten. Gleichzeitig wohnte der Gott Hephästos, von den Römern Vulcanus genannt, in der Unterwelt. Er hatte auf dem Götterberge Olympos den Vater Zeus gekränkt und war darum von demselben im Zorne aus dem Himmel auf die Insel Lemnos geschleudert worden, seit welcher Zeit er lahm ging. Hephästos war der Obermeister der Schmiede und hämmerte hier unten mit seinen Gefellen, den riesigen und einäugigen Cyclopen, Tag und Nacht. Wenn er viel zu thun oder üble Laune hatte, dann brannte er das Feuer zu hell an und schürte die Flammen Tag und Nacht, so daß das Feuer in die Höhe fuhr und die Erde erbehte.



Also dachten die Alten sich die Unterwelt belebt und also erklärten sie sich die Erdbeben und das Feuer speien der Berge. Bei den Japanesen, Indiern und den Bewohnern der Insel Hawai finden wir ähnliche Vorstellungen. Auch unsere Vorfahren, die alten Deutschen, ließen in den Bergen die höckerigen Zwerge und mächtigen Könige, wie Goldemar, Gibich, Laurin, Albarich ihr Wesen treiben.

Unsere Zeit ist über die Unterwelt anderer Meinung. Die Herren Naturforscher haben uns bessere Ansichten verschafft. Man ist in die feuer speienden Berge hineingestiegen und hat die Thätigkeit der Vulkane vor Augen gehabt.

Alexander von Humboldt ist auf seinen Reisen in Amerika und Italien wiederholt in die Krater (Schlunde) der Vulkane gestiegen, um die im Innern wirkenden Kräfte zu belauschen. Er hat gefunden, daß hier Feuergewalten ihr Wesen treiben. Ganz augenscheinlich ward dies den Bewohnern Siciliens im Jahre 1831 durch folgende merkwürdige Erscheinung bestätigt.

Im Juli des gedachten Jahres wallte zwischen Sicilien und Afrika das Meer plötzlich auf und brauste, als gewaltige Rauchsäulen den Fluthen entstiegen und die Wogen mit röthlichem Schaume bedeckten. Die Gluth des Meeres war so heiß, daß ganze Schaaren gestorbener Fische weithin fortgespült wurden. Da trat mitten aus den Feuer säulen eine vorher nicht vorhandene Insel über dem Meere empor. Bange Besorgnisse knüpften sich an diese Erscheinung. Aus alter Zeit hatten sich die Sagen von ähnlichen Ereignissen in jener Gegend erhalten. Auch war die Verschüttung der Städte Herculannum, Pompeji und Stabia den Menschen bekannt. Konnten nicht ähnliche Naturereignisse folgen?

Als es jedoch im Meere still ward, da kamen Forscher aus allen Ländern zusammen, um das Geschehene zu ergründen. Man erfuhr,

daß schon am 8. Juni aus dem Meere ein weißlicher Dampf entströmte war, unter dem sich eine schwarze Masse hob und senkte. Kleine Schlackenstücke trieb das Meer von dieser Feuerstätte an das Ufer. Sie verbreiteten einen verpestenden Schwefelwasserstoffgeruch. Am 12. Juli erreichte der Ausbruch eine furchtbare Höhe. Ein dichter Nebel lagerte sich über das Meer und verbarg den Bewohnern den Vorgang. Am folgenden Morgen schwand der Nebel und zeigte den erstaunten Blicken die entstandene Insel, aus deren Mitte Rauchsäulen aufstiegen, die von Zeit zu Zeit mit hellen Flammen erfüllt waren. Gewaltige Schlackenmassen und Lavatrümmer wurden emporgehoben und stürzten wieder zischend in das Meer oder erhöheten den Raum der Insel. Jetzt fuhren die Schiffer hinüber zum neuen Lande. An der Stelle, wo früher eine Tiefe von 200—300 Meter war, stand jetzt eine Insel, welche in ihrer Mitte einen feuer speienden Berg trug, dessen Kraterwände bis 60 Meter sich erhoben. Aus dem Krater wirbelten unaufhörlich Wasserdämpfe, Schlackenstücken, kochende Wassermassen, Sand und Asche, die bis zu einer Entfernung von  $\frac{1}{3}$  Meile das Meer bedeckten, dabei es unten in der Erde unaufhörlich donnerte. Allmählig ließ der Ausbruch nach und am 25. August gelang es, auf der neuen Insel zu landen. Der König von Sicilien nahm schnell die merkwürdige Insel in Besitz und nannte sie nach seinem Namen Ferdinandea. Aber schon im Dezember war keine Spur mehr davon vorhanden. Die losen Schlackenmassen hatte das Meer hinweggespült. Dieser seltsame Vorgang hat aber klar bewiesen, daß nicht Vulkanos in der Erde seinen Sitz hat, sondern Feuer gluthen sind es, die im Innern der Erde kochen und von Zeit zu Zeit durchbrechen und Erdmassen aufheben. So ist die Insel ein Bild der Feuerthätigkeit im Kleinen und zeigt, wie es im Innern der Erde aussieht.





## Ein kleines Mädchen bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes.

Fröhlich bring' ich Dir entgegen,  
Solche Braut, den Myrthenkranz;  
Laß ihn auf Dein Haupt mich legen,  
Daß er strahle dort voll Glanz.

Alles Glück sei Dir beschieden,  
Das sein Hoffnungsgrün verspricht:  
„Reichster Segen, Heil und Frieden!“ —  
Doch alsdann — vergiß mein nicht!

## Dieselbe bei Ueberreichung des Brautschleiers.

Ich grüße Dich, Bräutchen, und bringe den Schleier,  
Der lieblich Dich schmücke zur fröhlichen Feier;  
Auch hülle er über und über Dich ein,  
Ein treuer Bewahrer des Glückes zu sein.

F. R.

## Räthsel.

Von G. Lausjch.

1.

Die Silben: e, gi, e, gen, he, ma, land, ca, da, mi, un, e, thü, as, ri, li, ter, a, vid, chan, ru, man, ro, see, e, tra, zi, sel, hes, rin sind zu elf Wörtern zusammenzustellen, von denen das 1. einen weiblichen Vornamen, 2. eine Insel, 3. ein Land in Deutschland, 4. eine berühmte Stadt des Alterthums, 5. ein Säugethier, 6. eine Stadt in England, 7. einen Baum, 8. eine biblische Persönlichkeit, 9. einen Theil der Uhr, 10. ein Gebirge der Schweiz, 11. eine Stadt in Rußland bezeichnet, und deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine spanische Provinz, deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Land in Europa ergeben.

2.

Die Buchstaben folgender Wörter: Vater, Ruhe, Secchi, Ehe, Gold, Nasen zu sechs andern Wörtern zusammenzustellen, von denen das 1. eine berühmte Seemacht des Mittelalters, 2. ein biblisches Land, 3. eine Krümmung, 4. ein Gefäß, 5. ein Hausthier, 6. ein Jagdthier bezeichnet, und deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, die Namen zweier in der alten Sage berühmten Persönlichkeiten ergeben.

## Räthsel und Räthselfragen.

Von H. Fröscholdt.

1.

Mit a benennt es einen Ort, wo viele Bäume  
stehn,  
Mit i der Thiere mancherlei, im ersten meist  
zu sehn.

2.

Kind, sag', wie heißt der größte Mann,  
Den man in Bayern finden kann?

3.

Mit G und b für Musiker ein Instrument,  
Mit l und p ein Hausgeräth, das Jeder kennt.

4.

Mit F ist es ein Stückchen Land,  
Mit H ein Mann mit tapfrer Hand.

5.

Mit N lebt's abgeschieden von der Welt,  
Mit S glänzt prachtvoll es am Himmelszelt.

6.

Mit A im alten Griechenland ein Sänger und  
Poet,  
Mit D das schönste Sternbild, das an dem  
Himmel steht.



Die Insel Fernandina.  
(Siehe Seite 29.)

